

Sturz ins banale Weiterleben“

Die Männer um 40 haben die Zukunft hinter sich und keine Heimat mehr. Einer von ihnen, Michael Schindhelm, analysiert das Lebensgefühl seiner Generation

Von
Michael Schindhelm

Wir sind ungefähr vierzig Jahre alt und gehören seit einiger Zeit der so genannten mittleren Generation an. Wir schreiben, wenn wir schreiben, im Augenblick vorzugsweise über 40-Jährige. Wir sind nicht mehr jung genug, um noch als Model durchzugehen, und überhaupt sehen wir nicht gut genug aus, um wie Reich-Ranicki oder Stuckrad-Barre ständig vor Fernsehkameras in Stellung gehen zu dürfen. In unserer Perspektive ist wenig Zukunft. Vor uns ziellose Leere, risikolose Ebene, hinter uns – reiche Erinnerungen.

Das unterscheidet uns von den Jüngeren, deren Blick obszön und überhaupt nicht sehnsüchtig über die Schulter zurückgeht, die haben keine Erinnerungen, die haben dafür Schallplattensammlungen, Soloalben und ein Faible für Lacoste-Trikotagen und auslaufende Golf-Modelle. Daraus haben diese Jüngeren ihren Generationsstatus abgeleitet. Die Älteren, die sich von uns durch unbekümmerten Optimismus unterscheiden und eine unironische Affinität zu Macht, diese Älteren leiten ihren Generationsstatus von der Jahreszahl 1968 ab. Wir sind von zwei sehr selbstbewussten Generationen umstellt, in die Zange genommen.

Im Ost-West-Koordinatensystem verschwimmen die jüngst etablierten Generationsfronten. In den letzten zehn Jahren, seit wir dazugehören, habe ich – anfangs mit Überraschung und später mit Genugtuung – immer wieder die Beobachtung gemacht, die Landsleute aus dem Westen, die meines Alters waren, standen mir am fernsten von allen Landsleuten und blieben da auch meistens stehen. Dieses Gehabe und Gerede, diese Kinderschokoladenverwöhntheit

im offenen Cabriolet mit Happy End in der Dreizimmer-Altbaubwohnung, diese Systemzufriedenheit in der Systemneurose ging mir auf die Nerven. Und wir, die verklemmten, schlecht angezogenen Zugänge aus dem Osten können auf der anderen Seite keine günstigere chemische Reaktion hervorgerufen haben. Dort Egotrip, hier Familie, dort Konsumdruck, hier Ideologiedruck. Hielten sich die anderen jenseits des Zauns an die Parole, niemandem über dreißig zu trauen, trauten wir am besten überhaupt niemandem, es sei denn, er gehörte zur Familie oder zur Nische.

Können sie sich vorstellen, dass Literatur Gefahr ist und böses Verlangen, sie, die sie sich ihren Bann und Jünger überall als Taschenbuchausgabe leisten konnten? Als ich meinem Profes-

sor in der 11. Klasse den „Zarathustra“ stahl, hatte ich ein Verbrechen begangen. So was trennt. Im Westen ist man vorsorglich Single geblieben, züchtet seine autoerotischen Einsamkeitsräusche und sucht sich gelegentlich Lebensabschnittspartnerschaften mit kalkulierbarem Ausgang. Im Osten ist man heillos in unübersichtliche Beziehungen verstrickt, mit verschiedenen Kindern, mit verschiedenen Frauen, die ältesten Kinder kriegen vielleicht selbst demnächst Kinder, während sich der

Zeitgenosse aus dem anderen Deutschland gerade einen Labrador anschafft. Uns verbindet im Grunde nur, was uns trennt: diese fast 40 Jahre im Kalten Krieg, der nicht unserer war. Und die Sache, die nach 1989 kam, haben andere zur ihrigen gemacht.

Noch hält die Generation der Älteren von 1968 die Macht in den Händen, und die werden sie erst loslassen, wenn die Generation der Jüngeren, jetzt Dreißigjährigen, so weit ist, sie zu übernehmen. Wir stehen dazwischen und haben es oft nur bis zum Assistenten gebracht. 1961, 1968 und 1989, die historischen Meilensteine, sind die Stolpersteine unserer Jahrgänge, sie haben bei uns jenen Autonomieimpuls verhindert. Wir sind mithin eine unbedeutende Generation. Unsere Geschichte ist eher die Geschichte vom Wir zum Ich. Denn das „Ich“ ist die letzte Autorität, die wir akzeptieren. Worüber immer wir schreiben, wir schreiben über dieses durch die zugigen Korridore unserer entkernten Gesellschaft jagende „Ich“, unsere Geschichten sind Skizzen einer progressiven Individuation, im Zentrum stehen nicht Subjekte, sondern Subjektile, Ich-Geschosse, und wir treiben die Zentrifuge unserer Erzählung an, um unsere Subjektile herauszukatapultieren aus diesem Zentrum, heraus aus dem geschlossenen Raum des großen sozialen Konsenses.

Die Figuren unserer Bücher, Motti Wind in Maxim Billers „Die Tochter“ (Kiepenheuer & Witsch; 432 S.; DM 45) zum Beispiel, Matthias Politycki Gregor Schattschneider in „Ein Mann von vierzig Jahren“ (Luchterhand; 382 S.; DM 44) haben keine Heimat mehr, sie sind Herkunftlose oder Untergeher, Keinheimische.

Auch die neueste amerikanische Literatur erzählt Geschichten vom Subjektile: Joe Coomers Protagonist Carl „Die Liebe unter dem Garten“ (Scherz; 320 S.; DM 39,90), David Sedaris' Selbsterfindungen „Fuselfieber“ (Haffmans;

320 S.; DM 39) oder der Krebsjäger und Trinker Clay in Tim Junktins Roman „Im Sog der Gezeiten“ (Eichborn; 352 S.; DM 39,80) spielen mit den Masken des progressiven Individualismus hinter denen sich sowohl das emanzipierte als auch das ausgestoßene Ich verbirgt.

Wir spüren, die Differenz wächst, alles fliegt auseinander, und die Mitte bleibt leer. Wie geht das wieder zusammen? Wie finden wir den Weg zurück vom Ich zum Wir? Wann feiern die Elementarteilchen ihre Ankunft im Zentrum?

Michael Schindhelm, geboren 1960 in Eisenach, ist Intendant des Theaters Basel. Der promovierte Quantenchemiker veröffentlichte bei der DVA seinen autobiografischen Roman „Roberts Reise“ (320 S.; DM 39,80).